

Die Kunst, den Schrecken zu bannen

Autor(en): **Bossart, Rolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **18 (2011)**

Heft 201

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-884702>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE KUNST, DEN SCHRECKEN ZU BANNEN

Ein Gespräch mit dem Kulturphilosophen Robert Pfaller über den «St.Galler Theaterskandal», Opferrollen und ob es nicht besser wäre, wenn Kunst nur unverbindliche Themen wählte.

VON ROLF BOSSART



Bild: pd

Herr Pfaller, ich würde gerne mit Ihnen ein Gespräch über Kunst, Politik und Öffentlichkeit führen anlässlich der Aktionswochen «City of Change», deren Gast Sie am 3. Juni sein werden. Aber lassen Sie mich zuerst die Vorgeschichte des Projekts kurz zusammenfassen:

Ein allseits beliebter und engagierter Reallehrer wird vom Vater einer Schülerin im Schulhaus erschossen. Der Mörder flieht in seine Heimat nach Kosova, wo er gefasst und wegen Totschlags verurteilt wird. Als Tatmotiv gibt er an, der Lehrer habe die Familienehre beschmutzt, indem er den Verdacht auf sexuellen Missbrauch in der Familie geäußert habe. Der Täter kommt bald wieder frei. Ein zweiter Prozess durch ein serbisches Gericht bringt erneut eine Verurteilung wegen Totschlags. Nach abgessener Strafe macht der Täter wieder mit diversen Medienmeldungen auf sich aufmerksam. Die Schweiz stellt ein Auslieferungsbegehren, um ihm noch einmal den Prozess zu machen, unter anderem auch in Sachen sexueller Missbrauch. Der Fall bleibt zehn Jahre lang ein Dauerbrenner in den Schweizer Medien. Nicht nur die Zeitungen, auch das Fernsehen berichten mehrmals darüber. Einige der involvierten St.Gallerinnen und St.Galler werden immer wieder zum Fall befragt und

geben Auskunft. Viel wird um die sogenannte Gewaltbereitschaft diskutiert und die Integration von Kosovo-Albanern oder allgemein von Ausländern fast automatisch mit dem Fall verknüpft. Der «St.Galler Lehrermord», wie er inzwischen überall genannt wird, ist gewissermassen ins kollektive Unterbewusste der St.Galler Bevölkerung eingebrennt. Diese notorische Präsenz und Unabgeschlossenheit des Falles auf der einen Seite und die dauernde Verknüpfung mit Fragen der Integration und der Stimmung gegenüber Ausländern andererseits bewegen das International Institute of Political Murder unter der Leitung von Milo Rau dazu, die Integrations-Thematik und deren Verknüpfung mit dem Lehrermord im Theater zur öffentlichen Disposition zu stellen. In der Pressemeldung wird eine «theatrale Ausstellung» angekündigt. Beabsichtigt ist, den Diskurs übers Zusammenleben in der Stadt im Kontext dieses schrecklichen Ereignisses und dessen traumatischer Folgen zu analysieren und zu entwirren. Dazu kommt es nicht. In einer rasanten Empörungswelle wird das Vorhaben durch Leser- und Drohbriefe, Drohmails und Aufrufe von Gruppen, Parteien und Privaten bereits eine Woche nach Ankündigung von der Theaterleitung gestoppt.

SAITEN: Herr Pfaller, Sie haben sich in Ihrem Werk immer wieder mit den Motiven für schwer nachvollziehbare, mitunter auch irrationale Handlungen auseinandergesetzt. Wie erklären Sie sich eine derartige Reaktion der Leute im Fall dieses Theaterskandals?

ROBERT PFALLER: Auf erster Ebene fällt mir dazu ein ähnlicher Fall aus den USA ein. Die Medientheoretikerin Jennifer Friedlander hat mehrere Kunstskandale dieser Art untersucht. Bei einem Fall ging es um eine Kindsentführung durch Jugendliche mit anschließendem Mord, die mit Hilfe einer Überwachungskamera geklärt werden konnte. Das betreffende Täterfoto ist damals tausendfach um die halbe Welt gegangen, und der Künstler Jamie Wagg hat dieses Foto für eine künstlerische Arbeit verwendet. Es ist auffällig, dass niemand Anstoss daran genommen hat, dass dieses Foto in den Zeitungen veröffentlicht wurde. Erst als es auf der Ebene der Kunst auftauchte, hat das eine massenhafte Empörung hervorgerufen.

Die Parallele ist verblüffend. Studenten der Uni St.Gallen haben die Artikel im «St.Galler Tagblatt» gezählt, die sich in den letzten zehn Jahren mit dem Lehrermord befassten. Sie kamen auf einen Durchschnitt von ein bis zwei Artikel die Woche. Darüber hat sich nie jemand aufgeregt.

Ich glaube, dass in diesen Fällen die Kunst als ein Medium gesehen wird, das zu Unrecht versucht, sich mit solchen Dingen zu befassen. Man sieht die Kunst nicht als ein Terrain, auf dem man eine Auseinandersetzung führen, Trauerarbeit leisten oder Faszinationsmomente bearbeiten kann. Man müsste aber die Gegner dieses Theaterprojekts fragen, ob es ihnen denn lieber wäre, wenn die Kunst solche Sachen ignorierte. Soll die Kunst nur von unverbindlichen Themen handeln, die lange vergessen oder weit weg sind?

In den Leser- und Drohbrieffen sind es vor allem zwei Positionen, die immer wiederholt werden. Zum einen die Identifikation mit der Witwe des Lehrers, der man so etwas nicht zumuten will, und zum anderen der Vorwurf an den Künstler, er wolle sich mit dem Leid anderer ins Rampenlicht setzen. Sie haben in Ihrem Buch «Das schmutzige Heilige und die reine Vernunft» darauf hingewiesen, dass die einzige Figur, die in einer narzisstischen Gesellschaft einen positiven Status hat, das erniedrigte und wehrlose Opfer ist. Weil sich nur von ihm niemand in seiner Position bedroht fühlen muss. Könnte auch hier so was Ähnliches vorliegen?

Der Eindruck besteht. Wir haben im Moment oft die Situation, wo unter Rücksichtnahme auf ein Opfer verhindert wird, dass etwas zum Gegenstand einer öffentlichen Auseinandersetzung wird. Ich glaube, dass dies die postmoderne Konstellation ist im Kampf um Öffentlichkeit: Gesellschaftliche Standards werden unter Berufung auf vermeintliche Opfer liquidiert. Dabei muss man übrigens Acht geben, was man da eigentlich den Opfern antut, ob nicht diese Empfindsamkeit und seltsame Empathie ihnen gegenüber der schlimmere Gewaltakt ist als das, was man ihnen ersparen möchte.

Inwiefern?

Ein typisches Beispiel ist das Verbot, über irgendwen böse Witze zu machen. Vor allem die Schwachen sollen davor geschützt werden. Aber was macht uns so sicher, dass die Schwachen so schwach sind, dass sie nicht fähig wären, den

Witzen der anderen mit vielleicht noch schmutzigeren Witzen zu antworten? Werden sie nicht erst durch diese Unterstellung schwach und verletzbar? Eine Politik, die eine öffentliche Auseinandersetzung im Namen der Schwachen verhindert, macht diese noch schwächer und legt sie darauf fest. Sie dürfen dann gar keine Stärke zeigen, weil sie sonst Gefahr laufen, das «Privileg» ihrer Schwäche zu verlieren. Dagegen würde ich festhalten, dass keine emanzipatorische Bewegung auf die Schwächen der Schwachen setzt, sondern darauf, dass sie stärker werden. Befreit sind wir nicht, wenn wir alle schwach sind, sondern wenn wir alle stark sind.

Man sieht die Kunst nicht als ein Terrain, auf dem man eine Auseinandersetzung führen, Trauerarbeit leisten oder Faszinationsmomente bearbeiten kann.

Dass der ganze Theaterskandal auch ein gigantisches Missverständnis war, konnte man daran sehen, dass ein Theaterstück abgelehnt wurde, das gar nie geplant oder angekündigt war. Angenommen, man hätte dieses von den Leserbriefschreibern imaginierte Stück tatsächlich vorgehabt – was wäre denn daran so schlimm gewesen?

Da fragen Sie den Falschen. Wilhelm Tell zum Beispiel ist ja auch die Inszenierung eines Mordes. Vielleicht zeigt sich darin ein Bild von Kunst, das ihr gerne zu billig, Denkmäler zu setzen, aber nicht Schrecken zu bannen. Wir hatten aber immer auch eine solche Kunst. Die Fratzen an den Aussenwänden der Kathedralen hatten den Zweck, dass man dem Schrecken, um ihn zu stoppen, ins Auge sehen kann oder muss. Diese abwendende, apotropäische Funktion der Kunst stösst immer wieder auf Misstrauen und wird allzu oft missverstanden als eine, die dem Schrecken ein Denkmal bauen will.

Daher wohl auch die Unterstellung, der Künstler hätte seine Lust daran.

Oder auch einfach die Lust am Spektakel. Man kann auf Sigmund Freud verweisen, der in seinem Buch «Totem und Tabu» den Empörungsmechanismus bei einem Tabubruch beschreibt. Geschieht ein solcher, kann die heftige Abwehr der einen als Versuch identifiziert werden, die eigene Lust, etwas Ähnliches zu tun, zu leugnen und abzuschütteln. Diese Versuchung kann nur mit einer Zwangshandlung abgewehrt werden, die einerseits etwas gegen das Phänomen tut und andererseits genau diesem Phänomen zum Durchbruch verhilft – etwa, indem man einen Mörder ermordet oder indem man einen Homosexuellen homosexuell vergewaltigt. Ich würde also vermuten, dass die Leute, die dem Theater vorwerfen, ein Spektakel zu machen, gerade durch die Art und Weise ihres Widerstands selber eines erzeugen.

Das könnte auch erklären, weshalb man versucht hat, die befürchtete lustvolle Beschäftigung mit einem Mord durch eine Morddrohung zu verhindern. Das «St.Galler Tagblatt» hob bereits am dritten

Tag nach der Ankündigung den Mahnfinger mit dem Titel «Kultur darf nicht alles» und meinte wohl die Kunst. Stand hier tatsächlich die Freiheit der Kunst auf dem Prüfstand?

So aus der Ferne kann ich das real nicht beurteilen. Aber mich würde interessieren, ob es denn nicht auch den Teil der Öffentlichkeit gab, der sagte, das ist zwar ein heikles Thema, aber wichtig genug, um gerade die Schwierigkeiten im Integrationsdiskurs öffentlich zu machen?

Einige wenige im privaten Rahmen oder auch mal ein Interventionsversuch hinter den Kulissen. Öffentlich aber geschah praktisch nichts in die Richtung.

Schlingensiefel hätte wahrscheinlich daraufhin versucht, eine Volksabstimmung zu machen. Welche Themen darf die Kunst im Kanton in Zukunft behandeln? Und man hätte ankreuzen können: a) sexueller Missbrauch, b) politische Intrige und so weiter.

Es gibt bei Ihnen den Satz: «Das Feld der Ideologie, auf dem die Kunst agiert, ist nicht durch Ideen, sondern durch Identifizierung bestimmt.» Können Sie dazu ein Beispiel geben? Was für eine Art Identifizierung meinen Sie?

Ganz allgemein ist es wichtig, Ideologie nicht als die Gesamtheit der Vorstellungen und Ideen zu begreifen, mit denen wir die Welt betrachten, sondern eher als das System von Selbstverständlichkeiten, die unsere Haltung und unser Selbst- und Wunschbild bestimmen, wie wir uns in der Welt gerne sehen. Deshalb muss man Ideologie nicht so sehr als Weltanschauung begreifen, sondern eher als ein wunschgerechtes Selbstbild – als eine von Wünschen und Alltagshandlungen durchzogene Selbstverständlichkeit.

Ein Beispiel ist die Sarrazin-Debatte in Deutschland, bei der ich mich immer gefragt habe, ob es wirklich die grösste Sorge ist, die Türken könnten so dumm sein. Oder ob es nicht viel eher eine Wunschbefürchtung ist; anstelle der umgekehrten realen Befürchtung, die Türken könnten nicht so dumm sein und den gesellschaftlichen Aufstieg schaffen. Bezogen auf den Theaterskandal und die Identifizierung heisst das: Immer wenn Leute aktiv werden und sich so vehement zu einer Sache äussern, dann liegt dem eine Identifizierung zugrunde. Alles, was uns zum Handeln treibt, sind Identifizierungen. Oder anders gesagt, es sind jene wunschgerechten Vorstellungen über die Welt, in denen wir selbst wunschgerecht vorkommen.

Könnte man hier auch Ihren Begriff der paranoiden Einstellung gebrauchen? Ist es das, was sich im Leserbriefschreiber äussert?

Der Leserbriefschreiber oder Blogger tritt in solchen Fällen oft mit einem Handlungszwang auf. Die Vorstellung des vollkommen hilflosen Opfers in Gefahr aktiviert seine paranoidische Vernunft, die auch eine Leitidee postmoderner Politik ist. Und als Folge davon ist meist irgendein unbedingtes Verbot oder ein Verzicht auf etwas gefordert, was Lebensqualität ausmacht. Die Situation in St.Gallen würde ja sicher die Möglichkeit bieten, relativierend und abwägend über solche Dinge nachzudenken. In dem Moment aber, wo eine absolut dringliche Gefahr beschworen wird, ist dies nicht mehr möglich und auch nicht mehr nötig, denn damit erweist man der eigenen Denkbequemlichkeit einen Dienst.

Rolf Bossart, 1970,
ist Publizist und Redaktor der
Zeitschrift «Neue Wege».

Der St.Galler Theater- skandal – *Chronologie einer ereignisreichen Woche.*

4. Mai 2010

Das Theater St.Gallen präsentiert den neuen Spielplan 2010/11. Angekündigt wird unter anderem auch eine «theatrale Ausstellung» zu den Folgen des Lehrermords in St.Gallen, bei der, so der Pressetext, «auf der Basis einer dokumentarischen Recherche der Frage nachgegangen werden soll, wie dieser Vorfall der Vergangenheit die Gegenwart noch immer beeinflusst».

5. Mai

Die St.Galler Medien bringen die Ankündigung auf die Titelseite: «Nicht schon wieder!» («Blick am Abend»), «Lehrermord wird Bühnenstück» («St.Galler Tagblatt»).

6. Mai

Der künstlerische Leiter Milo Rau reagiert im Tagblatt auf erste Befürchtungen. Nicht das Kriminalistische, sondern das Gesellschaftspolitische steht im Fokus der geplanten Recherchen und Diskussionen.

7. Mai

Das «St.Galler Tagblatt» bringt auf der Titelseite die Schlagzeile: «Theater St.Gallen will Lehrermord-Stück überdenken». Auf Seite 29 heisst es: «Kultur darf nicht alles», und der Medienrechtler Peter Studer gibt aus Sicht des Persönlichkeitsschutzes eine Bedenklichkeitsklärung ab. In den Leserbriefspalten hagelt es Empörung.

8. Mai

Der Fall erlangt nationales Interesse. Es gibt Berichte im «Tages-Anzeiger», der «Basler Zeitung», der «Luzerner

Zeitung», der «Südostschweiz», der «Thurgauer Zeitung» und des «Werdenberger und Obertoggenburgers». In allen Berichten wird das Vorhaben als Theaterstück bezeichnet und Fragen des Persönlichkeitsschutzes erörtert. Der gesellschaftspolitische Fokus wird kaum zum Thema. Die Witwe des ermordeten Lehrers bittet im «St.Galler Tagblatt» darum, das «Sensationsprojekt» zu stoppen.

10. Mai

Im «Tagblatt» werden Leserbriefe gegen das Projekt veröffentlicht. Man wirft den Verantwortlichen Provokation und Sensationslust vor. Milo Rau wird im «Tagblatt» als «Kopf des Tages» porträtiert und versucht, das Missverständnis nochmals aufzuklären. Der Saitenblog veröffentlicht eine Kritik am Verhalten der Medien und den Motiven der Leserbriefschreiber. Die CVP/EVP-Fraktion fordert in einem offenen Brief den Verzicht auf das Projekt.

11. Mai

Die Leserbriefspalten im «Tagblatt» sind wieder voll. Die «NZZ» bringt einen grösseren Hintergrundartikel. Die Theater-Verantwortlichen haben seit der Pressekonferenz Briefe und E-Mails mit Beschimpfungen und Morddrohungen erhalten. Der Druck ist gross. Das Theater St.Gallen sagt das Stück ab. Die Meldung findet rasante Verbreitung in den Medien.

12. Mai

Die «St.Galler Nachrichten» bringen einen besonnenen und klugen Kommentar, auf den eine kritische Medienöffentlichkeit die ganze Woche vergeblich gewartet hat. (tb)